

»Ergreifend, witzig, tragisch, mit Figuren,  
die einen nicht mehr loslassen –  
ein Meisterwerk.« VOIR

Jocelyne  
Saucier  
Niemals  
ohne sie

Roman  
Insel



Bitte schreiben Sie uns  
Ihre Meinung per E-Mail an  
[leseexemplar@suhrkamp.de](mailto:leseexemplar@suhrkamp.de)  
oder per Post an den  
Suhrkamp Verlag, Pappelallee 78-79,  
10437 Berlin  
Sie sind damit einverstanden,  
dass Ihre Meinung ggf. zitiert wird.

Lesexemplar  
Bitte keine Rezensionen vor dem 09.03.2019



Jocelyne Saucier  
*Niemals ohne sie*

Roman

Aus dem Französischen von  
Sonja Finck und Frank Weigand

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel  
*Les héritiers de la mine*  
bei Les Éditions XYZ, Montréal.

Wir bedanken uns bei SODEC für die Förderung  
der Übersetzung.

**SODEC**  
Québec 

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

Copyright © 2000, Les Éditions XYZ, inc.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen  
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und  
Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17800-2

*Für Gilles*



Als der alte Zausel mit den nikotinglänzenden Zähnen die Frage stellte, dachte ich, jetzt ginge das übliche Theater los.

Ich habe nichts dagegen. Ich liebe den Moment, wenn sich unsere Familie in das Gespräch einschleicht und ich merke, dass mir mein Gegenüber gleich die Frage stellen wird.

Unsere Familie ist das Glück meines Lebens und ein Thema, mit dem ich immer punkten kann. Wir sind wie niemand sonst, wir haben uns selbst erschaffen, wir sind einander unentbehrlich, unvergleichlich und unangepasst, die Einzigen unserer Art. All die Wichte, die wie Schmetterlinge um uns herumgeflattert sind, haben sich an uns die Flügel verbrannt. Wir sind nicht böse, aber wir zeigen unsere Zähne. Wenn die Cardinals ihren Auftritt hatten, nahmen alle Reißaus.

»Und wie viele wart ihr genau?«

Die Frage beschwört das Wunder herauf, und davon gibt es in meinem Leben viele. Ich kann meinen Stolz kaum verbergen, wenn sie im Chor wiederholen, fassungslos, perplex:

»Einundzwanzig? Einundzwanzig Kinder?«

Sofort kommen weitere Fragen, immer dieselben,

oder jedenfalls fast: wie wir das mit den Mahlzeiten gemacht haben (immer will irgendeine Frau wissen, wie groß der Tisch war), wie wir es geschafft haben, alle unterzubringen (wie viele Schlafzimmer?), wie das an Weihnachten war, zu Schulanfang, bei einem neuen Baby; und eure Mutter, war die nicht erschöpft von den vielen Geburten?

Also erzähle ich. Von dem Haus, das unser Vater, nachdem er die Mine entdeckt hatte, von Perron nach Norcoville umgezogen hat. Von den vier Küchen, den vier Wohnzimmern, den vier winzigen Badezimmern (wir nannten sie »Kabuffs«, weil keines von ihnen eine Badewanne oder ein Waschbecken hatte); ursprünglich hatte das Haus aus vier Wohnungen bestanden, und unser Vater hatte einfach die Wände durchbrochen. Ich tische ihnen ordentlich was auf, keiner soll hungrig aus dem Gespräch herausgehen. Zwei Dutzend Eier zum Frühstück, hundert Pfund Kartoffeln im Keller, Prügeleien um die Stiefel morgens vor der Schule, Prügeleien am Abend um einen Platz vor dem Fernseher, Prügeleien die ganze Zeit, ohne Grund, aus Spaß, aus Gewohnheit. Das übliche Theater eben.

Alles, was ich erzähle, weiß ich von den anderen, über die Zeit, als wir die Kings waren, als wir fast alle noch zu Hause lebten, als wir uns begeistert fragten, was uns erwarten würde, wenn wir einer nach dem anderen Norco verlassen und die Welt erobern würden. Die Zeit von Geronimo, Gelber Riese, Tommy und El Toro. Die Sechzigerjahre. Die Mine war geschlossen,

Norco zerfiel, die Häuser verschwanden (die Leute zogen sie um oder wir brannten sie nieder), Gestrüpp überwucherte die Betonplatten, Unkraut nagte an den kaputten Straßen: Wir waren die Herrscher von Norco. Norco hätte eigentlich Cardinal heißen müssen, schließlich hatte unser Vater das Zinkvorkommen entdeckt, bevor man es ihm geklaut hatte.

Ich war noch nicht geboren, als die Mine dichtgemacht hat. Heulen und Zähneklappern in den armseligen Hütten, aber nicht bei uns. Wir hatten unseren großen Tag. Die Northern Consolidated hatte auf dem internationalen Finanzmarkt zu hoch gepokert, war vom Fall des Zinkpreises mitgerissen worden, fulminant gescheitert und hatte den Schwanz eingekniffen. Für uns war das kein Grund zum Heulen: Endlich bekamen wir unsere Mine zurück.

Ich wurde ein Jahr später geboren, schwach auf der Brust und mit spitzem Schädel, weshalb ich das letzte Kind bleiben sollte, das einundzwanzigste, und den Spitznamen »Matz« bekam. Als er das krakeelende Knochenbündel in der Wiege sah, beschloss unser Vater (wegen der Geburtszangen?, weil ich der Sippe Schande machte?), dass Schluss war mit dem Kinderkriegen.

Der Nachzügler also, das Nesthäkchen, das man auf der Hüfte oder auf den Schultern trug, das man von Hand zu Hand weiterreichte, das hinter den anderen herstolperte, das brüllte, schrie und weinte, aus Angst, irgendwo vergessen zu werden. Gott, was habe

ich geheult! Wenn ich daran denke, spüre ich heute noch, wie sich mein Kehlkopf anspannt, wie er sich öffnen will, wie die Luft in meinem Hals brennt, wie der Schrei anschwillt, sich ausdehnt, unbedingt die höchste Note erreichen will und unbeirrt weiterplärrt, wenn mich schon längst einer am Kragen oder Ärmel gepackt und mich weggezerrt hat, dorthin, wo sie alle zusammen hinmarschieren, die ganze bunte Truppe der kleinen und großen Cardinals, dem nächsten Abenteuer entgegen.

Eigentlich weinte ich gar nicht. Ich protestierte. Weil ich so zart und hilflos war. So wenig Cardinal. Die anderen gingen bei minus dreißig Grad einkaufen, barfuß durch den Schnee, während man mir eine Wollmütze überstülpte, sobald es im Herbst zum ersten Mal kühl wurde, wegen der Mittelohrentzündungen, die ich mir ständig einfing. Am nächsten Tag verglichen sie ihre Erfrierungen und forderten mich auf, die geschwollenen Fußsohlen abzutasten und zu entscheiden, wer den Preis für die schönste Frostbeule verdient hatte. Dann humpelten sie tagelang durch die Gegend, und wenn einer von ihnen vor Schmerz das Gesicht verzog, lachten sich die anderen scheckig.

Mager, aber mit angespannten Muskeln und Nerven, immer sprungbereit, wachsam, lauernd, kurz davor, loszusprinten, um sich auf eine Beute zu stürzen, mit der sie kurzen Prozess machen würden.

Wir sind Gewinner. Wir gehören zu denen, die sich weder verbiegen noch brechen lassen, zu denen, die

nur ihrem Instinkt folgen, die ihre Flügel ausbreiten und vor nichts zurückschrecken. In Norco waren wir die Kings.

Ich stand unter ihrem Schutz und hatte vor nichts Angst, außer davor, in dem Durcheinander vergessen zu werden. Wir waren so furchtbar viele.

Manchmal zogen wir zu acht oder zehnt los. Wir gingen ein leerstehendes Haus abfackeln, das Ungeheuer mit dem langen Schwanz jagen oder sonst irgendwas anstellen, sie sagten mir nie, was. Und dann, ganz plötzlich, liefen sie auseinander, ohne dass ich verstand, warum. Drei bis vier folgten El Toro oder Tim oder Gelber Riese, die anderen verschwanden im Gestrüpp, und ich stand plötzlich ganz allein da, zwischen den Häuserruinen, diesen Beulen auf einer endlosen Freifläche, und spürte, wie sich der Raum bedrohlich ausdehnte, wie Panik in mir aufstieg und ein Schrei in meiner Kehle kratzte. Häufig hatte ich noch nicht einmal losgebrüllt, da rief jemand: »Sammel Matz ein!« Meistens Tim. Er bekam mit, dass ich den Anschluss an die Expedition verloren hatte, und schickte Wapiti oder einen der anderen Knirpse zu meiner Rettung.

Ich war fünf oder sechs Jahre alt, und die Stadt kam mir riesengroß vor. Dabei musste ich nur auf den Dynamitschuppen klettern, dessen Wellblechdach wir im Sommer als Rutsche und im Winter als Rodelbahn benutzten, um sie zu überblicken. Zwischen der leerstehenden Feuerwache mit ihren in der Sonne

gleißenden Mauern (sie war erst kurz vor Schließung der Mine gebaut worden) und den Bruchbuden am Waldrand verliefen zwei parallele Straßen vorbei an grasüberwucherten Parzellen, trostlosen Ruinen und Häusern, die auf dem besten Weg dorthin waren. In der anderen Richtung sah es nicht besser aus: Brachen, hohes Gras, graue Straßen aus pockennarbigem Asphalt, ein paar einsame Gebäude und überall die kleinen Hügel, die die abtransportierten Häuser hinterlassen hatten: überwucherte Betonfundamente, eingestürzte Schuppen, ein Autowrack, das nicht mit hatte umziehen wollen. Und hier und da, o Wunder, ein adrettes kleines Haus, das unverfroren seine Blumen zur Schau stellte. Wie das der Poitvins, in dem früher das Rathaus untergebracht gewesen war. Zwei Kinder, mehr nicht. Der Sohn ging auf die Oberschule, die Tochter zu den Nonnen, die Mutter spielte in der Kirche Orgel. Reiche Leute, die wir leidenschaftlich verachteten.

Norco war seit der Schließung der Mine ziemlich geschrumpft. Früher hatte es ein Kino, zwei Autowerkstätten, Restaurants, Lebensmittelläden gegeben. Jetzt blieb uns nur noch die Feuerwache, die Schlittschuhbahn mit dem Unterstand für die Eishockeyspieler, die Kirche und das Pfarrhaus, ein Schnellimbiss, der gleichzeitig Kiosk und Postamt war, und, was meine Zuhörer immer besonders überrascht, zwei Hotels und drei Schulen.

Die Schulen zeigen, welche Hoffnungen man einst

in Norco gesetzt hatte. Eine Minenstadt, in der Wohlstand, Gesundheit und glückliche Enkelkinder gedeihen würden. Der Traum war von kurzer Dauer, und man musste mit der Enttäuschung und der Existenz dieser drei schönen großen Schulen aus rotem Backstein zurechtkommen. Deshalb karrten jeden Morgen ein knappes Dutzend Schulbusse Kinder aus den Nachbardörfern heran. Die Söhne und Töchter von Siedlern, Landeier, zum Kühemelken und Ställeausmisten verdammt, keine Ahnung vom Faulenzen, keine Lust an der Freiheit, sie beugten sich dem Halfter und der Peitsche, und tagsüber gehörten sie uns.

An dieser Stelle der Geschichte zögere ich meist, denn allzu oft besteht mein Publikum aus Leuten, die eine ähnliche Kindheit wie unsere Landeier hatten.

Wir waren nicht die Großmäuler des Dorfs. Wir waren keine fanatischen Anhänger von Beschimpfungen, Beinchenstellen oder blutigen Nasen. Natürlich hatten wir nichts gegen eine anständige Prügelei einzuwenden. Ein ehrlicher Zweikampf mit bloßen Fäusten. Auge in Auge, brennende Muskeln, gut ausgeteilte und gut eingesteckte Schläge, Schmerz, der die Wut hochkochen lässt. Herrlich.

Es war nicht unsere Art, kleinen Mädchen den Schlüpfel runterzuziehen oder ihnen die Murmeln zu klauen. Wir waren Kings. Echte Kings. Wir erwarteten so viel von uns selbst und vom Leben, dass wir alles andere albern fanden.

An den Landeiern mit ihrem lahmen Verstand,

die eifrig bemüht waren, rein gar nichts zu kapieren, hatten wir unseren Spaß. Wir ergötzten uns an ihrer Dummheit und unserer Klugheit.

Geronimo war der Klügste von uns allen. Ein waschechter Cardinal. Angeblich war er es, der sich die Anti-Landei-Kommandos, die Bärendynamitfalle und die Katzenparade ausgedacht hatte. Wenn ich die anderen überreden kann, Geschichten von früher zu erzählen (außer mir ist niemand in der Familie besonders redselig, ich bin der Einzige, der ständig versucht, das Gespräch auf unser Leben in Norco zu lenken), taucht bei jedem dramatischen Höhepunkt unweigerlich Geronimo auf, und ganz gleich, wer erzählt, immer dieselbe Schlussfolgerung, in demselben bewundernden Ton: »Er war der Klügste von uns allen.«

Er war erst dreizehn oder vierzehn, als er unseren Vater auf die Claims zu begleiten begann. Er zog frühmorgens los, seine Schürfausrüstung in einer gelben Leinentasche über der Schulter, und verabschiedete sich mit einer Handbewegung von der versammelten Mannschaft am Frühstückstisch, eine Geste, die vor allem an die Großen gerichtet war und den Abstand unterstreichen sollte, der sie jetzt, wo er mit unserem Vater durch die Wälder zog, voneinander trennte. Spätabends kam er wieder, schmutzig, müde, ausgehungert, und wenn er am nächsten Morgen seinen Schulranzen aufsetzen musste, verbarrikadierte er sich hinter wütendem Schweigen. Er verließ die Schule nach der neunten Klasse.

Niemanden störte es, dass Vater ihn zum Gehilfen erkor. Er war der Klügste von uns allen, aber auch, wie Mustang mir einmal erzählt hat, derjenige, der sich am meisten für die Erzsuche interessierte. »Schon lange bevor Vater ihn auserwählte, beschäftigte er sich mit Steinen. Sobald Vater in den Keller ging, folgte er ihm, blieb stundenlang unten und sah ihm dabei zu, wie er seine Proben begutachtete und an ihnen herumkratzte. Wir hörten die beiden reden. Geronimo stellte Fragen, Vater erklärte.«

Ich stieg oft runter in den Keller und träumte davon, wie unser Vater dank eines dieser Gesteinsbrocken eine sagenhafte Mine entdeckte. Da unten gab es Hunderte und Aberhunderte von Felsbrocken, beschriftet und nach Herkunft geordnet in Körben auf schiefen Regalbrettern. Ich interessierte mich nicht ernsthaft für die Steine, auch wenn ich bei ihrem Anblick eine noch größere Bewunderung für unseren Vater empfand. Ich verstand nichts von Rhyolith, Galenit, Chalkopyrit, von all diesen kostbaren Wörtern, die Vater eigenhändig auf kleine Zettel geschrieben hatte, aber ich las sie gerne und stellte mir dabei vor, wie er mich in seine Geheimnisse einweihte.

Ich hätte mich niemals getraut, es Geronimo gleichzeitigun. Ich wäre niemals in den Keller gegangen, wenn unser Vater unten war, und hätte ihn gebeten, mir etwas zu erklären. Er war allein, und wir waren so furchtbar viele, ich konnte mir nicht vorstellen, dass er Zeit für mich hätte.

Ich zitterte vor Aufregung, wenn er mir manchmal im Vorbeigehen eine Hand auf die Schulter legte. Undenkbar, dass er ein persönliches Gespräch mit mir führen könnte ...

An den einzigen intimen Moment, den ich je mit unserem Vater hatte, erinnere ich mich allerdings nicht gern. Wobei, intim ist vielleicht etwas übertrieben. Wir waren ungefähr zu fünfzehnt. Es war mein Geburtstag. Ich wurde sieben Jahre alt, war also kein Kleinkind mehr, sondern hatte das Alter erreicht, in dem unser Vater uns beibrachte, wie man mit Dynamit umgeht.

Alle Knirpse waren da, die Zwillinge und Tim, El Toro, Gelber Riese, Zorro, Mustang, also eigentlich alle, die von den Großen die Mittleren genannt wurden und die seit deren Auszug für die Knirpse die Großen waren. Jeanne d'Arc und Geronimo auch. Beide wohnten noch zu Hause, angesichts ihres Alters eigentlich absurd, vor allem in Jeanne d'Arcs Fall, denn sie war, wenn ich nachrechne, damals schon dreiundzwanzig und spielte für uns die Mutter, statt einen Ehemann und zwei, drei eigene Gören zu versorgen, weil unsere richtige Mutter zu beschäftigt mit ihren Kochtöpfen war, übrigens auch zu beschäftigt, um bei der Geburtstagsfeier dabei zu sein. Und natürlich unser Vater.

Die Einweisung ins Dynamit fand in der Sandgrube statt. Das Fest begann in dem Moment, als wir das Haus verließen. Wir quetschten uns in den Lieferwagen unseres Vaters, einen alten Ford aus den

Fünfigern, aber weil sich darin bereits seine Bohrer, Spitzhacken, Schaufeln und Säcke für die Felsbrocken befanden, gab es nicht genug Platz für alle, und so stritten wir darum, wer während der Fahrt auf der Kühlerhaube sitzen, auf der hinteren Stoßstange stehen oder sich an die Fahrertür klammern durfte, einen Fuß auf dem Trittbrett, den anderen in der Schwebel, ein echter Nervenkitzel. Auf der gesamten Fahrt schrien wir uns die Seele aus dem Leib, sangen und skandierten irgendwas, und unser Vater fiel mit der Hupe in das Tohuwabohu ein, ein seltener und absolut köstlicher Moment, in dem er aus seinen Tagträumen auftauchte und bei unserem Schabernack mitmachte.

Ich saß rechts von ihm auf dem Beifahrersitz, ein Ehrenplatz, der mir an diesem besonderen Tag zustand, und die Nervosität krampfte mir das Herz zusammen. Angst machte mir nicht so sehr das Dynamit, sondern vor allem die Nähe zu unserem Vater, während die anderen zuschauten.

Ich kannte das Ritual. Es wiederholte sich jedes Mal, wenn einer von uns Geburtstag hatte. Der Herbst war die Jahreszeit mit den meisten Dynamitsprengungen, weil da Tootsie, Mustang, Wapiti und die Zwillinge Geburtstag hatten, während es im Winter nur zwei gab (meine Lieblingsexplosionen: wenn der Schnee in die Luft schoss und in glitzernden Garben zu Boden fiel, fühlte ich mich wie im Märchen). Ich hatte während der Schneeschmelze Geburtstag, kurz vor der Katzenparade.

Ich wusste längst, wie man mit Dynamit umging, wir alle wussten das. Auch ohne persönliche Einführung, auch ohne eine Sprengung aus nächster Nähe erlebt zu haben. Unser Vater beschrieb mit dem Arm einen Kreis, der uns andere ein paar Meter auf Abstand hielt, während er selbst und das Geburtstagskind in der Mitte blieben, sodass wir während der Initiation nur ihre gebeugten Rücken sahen. Erst nach unserer Rückkehr nach Hause erfuhren wir die Details, und so lernten wir. Der Eingeweihte musste alles haarklein berichten. Wie er die Stange angebohrt und den Zünder hineingeschoben hatte, auf welche Länge er die Zündschnur geschnitten hatte, und vor allem, der schwierigste und beängstigendste Teil der Operation, wie es ihm gelungen war, bis zur Sprengkapsel vorzudringen, ohne sie zu beschädigen. Doch über die gemurmelten Worte unseres Vaters, über das, was er gesagt hatte, als ihre Körper sich in der Mitte des magischen Kreises berührt hatten, verlor der Glückspilz kein Wort. Alle behielten das exklusive Gespräch, das sie zum Geburtstag geschenkt bekommen hatten, für sich.

Ich werde die ersten Worte, die mein Vater zu mir sagte, als wir nebeneinander in dem Kreis standen, nie vergessen.

»Hast du Angst?«

Er grinste schief, und ich war noch zu jung, um seinen Gesichtsausdruck als verschwörerisches Grinsen unter Männern zu interpretieren. Ich glaubte, mich

wie ein echter Mann verhalten zu müssen, und sagte nein.

»Solltest du aber. Wenn du keine Angst vor dem Dynamit hast, bist du tot. Ich habe mehr Angst vor Dynamit als vor Anwälten. Das hat mir schon ein paar Mal das Leben gerettet. Angst ist überlebenswichtig.«

Angst. Angst, auf einer Felsplatte zu stehen, wenn der Blitz einschlägt. Angst, seine Anteile an der Mine zu früh zu verkaufen. Angst, dass die Zündschnur feucht geworden ist. Angst aus Vorsicht, Angst aus Misstrauen, Angst aus Intuition. »Angst ist überlebenswichtig, man muss gut auf sie hören.« Er vertraute mir seine Ängste an, um mir meine zu nehmen.

Eigentlich hätte ich beruhigt sein sollen, aber ich führte zum ersten Mal in meinem Leben ein Gespräch mit unserem Vater. In diesem Augenblick wurde er zu *meinem* Vater, und das war eine zu große Ehre für meine sieben Jahre. Ich platzte vor Stolz und war wie erstarrt vor Demut, verhedderte mich in meinen Gefühlen und meinen Worten, und auf einmal wusste ich nicht mehr, was eine Patrone, ein Zünder und eine Zündschnur waren. Er hatte unendliche Geduld mit mir, wiederholte die Erklärungen, wiederholte die Handgriffe und immer wieder denselben Rat: »Lass dir Zeit, wenn das Dynamit eins hasst, dann Eile.« Und Feuchtigkeit. Und Erschütterungen. »Dynamit ist sehr schreckhaft, man muss es mit Samthandschuhen anfassen.« Währenddessen entdeckte ich, wie sein Atem roch, wie seine Haut aus der Nähe aussah, wie